Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 30. 4. 1939 | Nr. 18

Arbeit ist Freude. / Worte großer Deutscher.

Ein Löffel voll Tat ist besser als ein Scheffel voll Rat. — Alter Spruch

Wissen kann unmöglich das Höchste sein. Handeln ist besser als wissen. — Kleist

Arbeite nur, die Freude kommt von selbst. — Goethe

Auf Tätigkeit und Wirkung sei der Mensch mit allen seinen Bestrebungen gerichtet. Für den Genuß sorgt die Natur. — Hebbel

Tätigkeit, etwas treiben, womöglich etwas machen, wenigstens aber etwas lernen, ist zum Glück des Menschen unerläßlich, seine Kräfte verlangen nach ihrem Gebrauch und er möchte den Erfolg desselben irgendwie wahrnehmen. Die größte Befriedigung jedoch in dieser Hinsicht gewährt es, etwas zu machen, zu verfertigen, sei es ein Korb, sei es ein Buch; aber daß man ein Werk unter seinen Händen täglich wachsen und endlich seine Vollendung erreichen sehe, beglückt unmittelbar. — Schopenhauer

Zur Arbeit, Liebe und Veredlung ward das Leben uns gegeben. Fehlen die, was hat der Mensch am Leben? Hat er sie, worüber wollt' er klagen. — Herder

Wer darf sagen, daß er an der Freude verzweifle, solange noch Arbeiten lohnen und Hoffnungen einschlagen? — Schiller

Von Arbeit stirbt kein Mensch, aber von ledig und müßig gehen kommen die Leute um Leib und Leben; denn der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen. — Luther

Die Arbeit, dieser „Fluch", womit Gott das menschliche Geschlecht segnete, gibt uns wahres und dauerhaftes Vergnügen. — Möser

Leg an die Hand, so ruhet Gottes Hand auf dir. — Gotthelf

Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig: Holz spalten oder am Ruder des Staates sitzen. Es kommt seinem Gewissen nicht darauf an, wieviel er nützt, sondern wieviel er nützen wollte. — Lessing

Entschuldige sich nur keiner damit, daß er in der langen Kette zuunterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht durchfahren, wenn er nicht dastünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle, und die letzten sind wie die ersten. — Hebbel

Jede Arbeit, mag sie noch so niedrig, beliebt oder unbeliebt sein, mag sie Kopf oder Hand in Anspruch nehmen, ist als Vorbedingung wahren Lebensglückes in Ehren zu halten. — Lagarde



…bis sie daneben eine radionweiße Bluse sah!

Viel getragen, oft gewaschen ist jene Bluse – und doch so leuchtend weiss! Wie grau wirken Bübchen's Höschen daneben! Ja, es gibt eben nur ein Radionweiss, denn Radion holt auch den letzten Rest von Schmutz aus dem Gewebe heraus. Unzählige Sauerstoffbläschen tragen beim Kochen die waschkräftige und doch so milde Radionlösung an jede Faser heran. Da kann keine Spur von Schmutz zurückbleiben.

RADION wäscht alles! RADION sam pierze!

Zum Einweichen Schicht-Pulver

Zum Tag der Arbeit — ein Kapitel von deutscher Arbeit in Polen.

Gutenbergs Werk bahnbrechend für das polnische Geistesleben.

Ein Bericht aus dem alten Krakau von Dr. Kurt Lück.

In Nr. 96 der **„Deutschen Rundschau in Polen"** vom 27. April hatten wi. dem **„Ilustrowany Kurjer Codzienny"** auf einen unerhörten Schmähartikel gegen den Erfinder der Buchdruckerkunst, **Johann Gutenberg**, eine gebührende Antwort erteilt. In dem besagten Aufsatz des Krakauer Blattes, der in Nr. 112 vom 24. April erschienen war, wurde der Altmeister Gutenberg als „Dieb" und „Hampelmann" hingestellt, den der Krakauer „Kurier" nach dem Vorbild des Fürsten Orlow, des Chef der zaristischen Gehimpolizei unseligen Andenkens, in kultivierter Weise „anzuspucken" bereit sei.

Wir freuen uns, heute einen dem „Deutschen Pressedienst in Polen" von **Dr. Kurt Lück**-Posen zur Verfügung gestellten Aufsatz zum Abdruck bringen zu können, der auf die Früchte gerade der Gutenbergschen Erfindung für Polen hinweist. Der sachverständige Verfasser beschränkt sich bei dieser Darstellung auf die damalige Hauptstadt Krakau, in der heute der Krakauer „Kurjer" erscheint, der so gern auf den großen deutschen Buchdrucker „spucken" möchte. Die Schriftleitung.

Wer schuf das Druckereigewerbe in Polen?

„Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Bücherdrucks, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christentums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohltätern der ganzen Menschheit erhoben hat." Diese Worte des elsässischen Humanisten Jakob Wimpfeling (1528) dürfen auch ohne Überheblichkeit angeführt werden, wenn man die Entstehung des Druckereigewerbes in Polen überschaut.

Die ersten deutschen Drucker, die nach Krakau einwanderten, Kaspar Hochfelder aus Heilsbronn (vor 1476), „Hanus Gruger aus der Marke" (1483), Hans Popelau (1483), kamen über bescheidene Anfänge, einige lateinische Drucke, nicht hinaus. Entweder scheiterte ihr guter Wille an der Verständnislosigkeit ihres neuen Wirkungsgebietes für die Bedeutung des Buchdrucks oder an der übermächtigen Konkurrenz der Büchereinfuhr aus Deutschland, vor allem aus Leipzig und Nürnberg. Die Beziehungen des Nürnbergers Druckers und Buchhändlers Koberger reichten gegen Ende des 15. Jahrhunderts längst bis nach Lemberg. Unbefriedigt war der Bücherbedarf im gesamten ukrainischen Osten, aus dem einfachen Grunde, weil es Bücher im cyrillischen Druck noch nicht gab.

Der erste Drucker slawischer Bücher.

Es war daher ein Unternehmen ungeheuerster Tragweite, als der 1479 aus Neustadt (Franken) in Krakau eingewanderte Drucker und Perlensticker Swenbold Veyl eine groß angelegte Druckerei kirchenslawischer Bücher einrichtete, deren Typen ihm der Braunschweiger Rudolf Bornsdorf goß. Der deutsche Finanzmagnat Johann Turzo finanzierte das ganze Unternehmen, in dem allerdings nur fünf cyrillische Drucke erscheinen konnten. Die katholische Geistlichkeit in Krakau sowohl wie die polnische kirchliche Ostpolitik hatten nämlich aus Gründen der schon mehrmals gescheiterten Unionsversuche ein Interesse daran, die Stärkung der reußischen Kirche in den Ostmarken durch eine so unerwünschte Druckerei zu verhindern. Swenbold Veyl wurde 1491 durch die Kirche der Prozeß wegen Häresie oder Unionsfeindlichkeit der von ihm gedruckten Bücher gemacht, der ihn ins Gefängnis brachte. Durch das Eintreten der beiden Bergwerkspotentaten Turzo und Teschner (Tesznar) kam er zwar bald aus der Haft heraus, der Prozeß endete mit einem Freispruch, jedoch verbot die hohe Kirchenbehörde ohne Angabe von Gründen die Fortführung des Unternehmens. Die Druckerei verschwand, Swenbold Veyls Name lebt jedoch fort als der des ersten Druckers slawischer Bücher in Europa.

Mächtiger Hebel der polnischen Geistesbewegung

Als erster großer erfolgreicher Druckereiunternehmer trat in Krakau 1491 der Buch- und Weinhändler Johann Haller aus Rotenburg ob der Tauber auf den Plan. 1505 erlangte er ein königliches Privileg, daß niemand Bücher aus dem Auslande beziehen dürfe, die er druckte. Mit der Kirche pflegte er gute Beziehungen, so daß er zwischen 1505 und 1524 eine Unmenge Meßbücher, Breviere und Agenden der verschiedensten polnischen Diözesen herstellte. Vermutlich im Auftrage Hallers druckte von 1503—1505 Handbücher der Philosophie, Naturwissenschaft und des Humanismus Kasper Hochfeder, durch dessen Tätigkeit in Krakau die Verlegung von Lehrbüchern sehr zunahm. Gegen Ende des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts begann durch die Konkurrenz, die ihm Florian Ungler machte, sein Druckereibetrieb abzuflauen. „Als erster ständiger Drucker in Krakau und Polen, vor allem aber als Verleger verschiedener Werke, vor allem von Handbüchern vielfältigsten Inhaltes, wurde Haller ein mächtiger Hebel der Geistesbewegung in Polen um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts. Mit Andacht erwähnen ihn die Autoren der Lehrbücher, denen der große Buchhändler und Drucker seine Fürsorge angedeihen ließ, und verehren ihn in ihren Vorreden, in dem sie ihn fautor humanissimus virorum doktorum nennen", — so urteilt der polnische Gelehrte Ptaśnik. Seit 15088 gehörte er dem Rate Krakaus an.

„Diese eure Sprache…"

Der Bayer Florian Ungler, der in Krakau die ersten Bücher in polnischer Sprache druckte, kam zwar sein ganzes Leben lang nicht aus den Geldnöten heraus und reichte nicht an die sachliche Bildung des Humanisten und Druckers Hieronimus Wietor (Büttner) heran, aber übertraf alle anderen seines Fachs an Energie und Rührigkeit. Allein von 1510—16 durckte er 74 Werke. Ihm verdankte der künstlerische Buchschmuck durch Holzsnchkitte seine Entstehung in Polen. 1514—14 arbeitete er zusammen mit dem Drucker Wolfgang Lerm aus Pfaffenhofen (Elsaß). In diesen Jahren druckte er die ersten Bücher in polnischer Sprache. **„Diese eure Sprache", sagt der Deutsche 1534 im Vorwort einer dieser Ausgaben seinen polnischen Lesern, „ist der menschlichen Vergessenheit anheimgefallen, und durch ein fremdes Volk nahezu in Verfall geraten. Da mich dies sehr dauerte, habe ich als erster vor anderen die Arbeit übernommen, polnische Bücher mit nicht dagewesenen Buchstaben zu drucken, wonach andere sich an mir ei nBeispiel genommen haben."** Ungler, Astrologe aus Liebhaberei, der sich als erster Drucker Krakaus der humanistischen Bewegung verbunden fühlte, ihr erster Drucker und Verleger wurde, besaß wenig Geschäftssinn und zog 1516 mit seiner ganzen Einrichtung in die Offizin Hallers über, für den er nunmehr arbeitete. Erst 1521 richtete er wieder eine vollkommen neue Druckerei ein. Niemand druckte damals so viel polnische Bücher wie er. Nach seinem Tode ührte seine Frau das Unternehmen weiter, führte Bücher in beträchtlicher Zahl nach Lublin aus und hinterließ später nicht weniger als 15000 Druckwerke.

Polens beste Druckerei.

Die deutschen Drucker wetteiferten nun geradezu bei der Herausgabe polnischer Bücher. Jeder wollte gern als erster gelten. Hieronimus Wietor (Büttner) aus Liebenthal, Unglers Fachgenosse in Krakau, rühmte sich 1527, freilich zu Unrecht, daß er vor den anderen polnische Schriften herausgegeben habe, und ermahnte die Polen in einer Vorrede (1541): „Als Wohnpole, wenn auch nicht als Geburtspole, kann ich mich nicht genug darüber wundern, daß, während jedes andere Volk seine Muttersprache liebt, verbreitet, schmückt und abschleift, nur das polnische Volk die seine verachtet und herunterstottert, obwohl sie sich, wie ich höre, an Reichtum und Schönheit mit jeder anderen messen kann." Nach 1518 begann sein Unternehmen rasche Fortschritte zu machen. Schon im nächsten Jahre machte er einen Vertrag, wonach er dem Premisseler Bistum 500 Breviere zu liefern hatte. Er druckte lateinisch, deutsch, ungarisch, polnisch und be-

mühte sich um gutes Papier, sauberen Druck und geschmackvolle Buchausstattung. Durch die zweite Heirat seiner Frau gelangte nach seinem Tode die Druckerei in den Besitz eines wohl schon polonisierten Deutschen Lazarus Andrys oder Andrysowicz, der sich einen traurigen Ruhm als Ehegatte, einen besseren als Druckereibesitzer erworben hat. Wahrscheinlich beschäftigte er außer dem Drucker Joachim Klein auch den geschickten Typographen Konrad Forster mit dessen beiden Gehilfen Konrad Genle aus Breslau und Nikolaus Lob. Forster war ein ausgezeichneter Typenschneider, der für die ersten ukrainischen Druckereien in Lemberg die cyrillischen und für die Druckerei Zamojskis in Zamość lateinische, polnische und cyrillische Typen lieferte. Dieser Konrad Forster und seine Gehilfen richteten dem Sohn des Andrysowicz und der Witwe Wietors, der sich Januszowski nannte, eine neue Druckerei, die beste Polens, mit selbstgegossenen Typen ein. Unter den durch Beerbung deutscher Unternehmer, mit Hilfe deutscher, oder durch sie herangebildeter polnischer Meister oder auch durch eigene Initiative allmählich entstehenden polnischen Druckereien, nahm die Januszewskis eine löbliche Stellung ein.

Polnische Könige waren dankbar.

„Es gab aber keine Familie in Polen, die in der Geschichte der Druckereikunst und des Buchhandels eine derartige Rolle gespielt hätte wie das Haus Scharfenberg. Seine Wirksamkeit beschränkte sich nicht nur auf Krakau oder etwa das damalige Polen, sondern dehnte sich auch auf Schlesien aus, wo wir seine Druckereien in Breslau und Neiße antreffen“ (Ptaśnik). **Ohne die Scharfenbergs ist die Entwicklung der Geisteskultur im damaligen Polen einfach undenkbar.** Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wanderten vier Scharfenbergs in Krakau ein, von ihnen drei Brüder aus Liebenthal bei Hirschberg. Markus Scharfenberg gewann mit seiner Buchhandlung im energisch geführten Konkurrenzkampf gegen den allmählichen Haller schnell an Boden. Zunächst stand er in geschäftlicher Verbindung mit den Druckern Mathias Scharfenberg und Wietor, aber schon 1543 erschienen die ersten Bücher in seiner eigenen Druckerei: „Und nicht nur eine eigene Druckerei besaß dieser größte Buchhändler und Verleger Polens im 16. Jahrhundert. Vor 1540 erwarb er die an der Rudawa auf den Ländern Severin Boners in Balice gelegene Papiermühle und eine zweite, die Froschmühle, in Pradnik Biskupi, so daß er in seiner Hand einen bedeutenden Teil des damaligen Buchhandels, Druckerei- und Papiergewerbes vereinigte. Jedoch nicht Schluß damit. In der damaligen Zeit herrschte die gute Sitte, daß man Bücher vorwiegend im Einband verkaufte. Um nun vom guten Willen der Krakauer Buchbinder unabhängig zu sein, legte Markus in seiner Buchhandlung und Druckerei zugleich eine eigene Buchbinderei an“ (Ptaśnik). Scharfenberg betrieb alle seine Unternehmen in ungewöhnlich großem Maßstabe. Nach seinem Tode (1545) verteilten sie sich auf seine zahlreiche Nachkommenschaft, die zeitweilig mehrere von einander unabhängige Buchhandlungen und Druckereien führte und die Kunst der Typographie in andere polnische Städte verpflanzte. Sein Sohn Nikolaus druckte ab 1570 die Statuten und Kronprivilegien Herburts und die von 1550 bis 1569 von den Sejmtagen beschlossenen Konstitutionen und Privilegien.

Als Belohnung dafür ernannte ihn der König zum Typographen seiner Kanzlei, befreite ihn von der städtischen Jurisdiktion und gab ihm ein Privileg, daß 15 Jahre hindurch niemand außer ihm die Statuten des Königreiches drucken dürfe. Als Hofdrucker unterhielt Scharfenberg eine fliegende Druckerei in der Königlichen Kanzlei, die für den Herrscher, wo er auch weilte, eilige Drucke sofort erledigte, z. B. Manifeste und Broschüren im Kriege gegen Iwan den Schrecklichen. Diesem Wanderunternehmen verdankte die Stadt Lemberg den ersten Druck eines polnischen Buches. Ungefähr hundert Jahre hindurch hat dies deutsche, später polonisierte Geschlecht für die Verbreitung des Buches in Polen gewirkt.

Fast die gesamte damalige Literatur bei Deutschen gedruckt.

Zwei bedeutende Drucker in Krakau waren im 16. Jahrhundert noch Mathäus Siebeneicher, aus einer Liebenthaler Familie, und der Protestant Mathias (Matys) Wierzbięta (1578—90), den schon Efraim Olof als Deutschen bezeichnet, von dem auch der polnische Gelehrte Brückner annimmt, daß sein Name wohl die Übersetzung von Weidner ist. Bei ihm druckte Mikołaj Rey, der „Vater der polnischen Dichtung“ die meisten seiner Werke.

In diesen Krakauer deutschen Unternehmungen wurden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahezu die ganze literarische Produktion Polens im Druck verewigt. In anderen großen Städten Polens waren deutsche Drucker ebenfalls erfolgreich tätig.

Die polnische Forschung hat die Verdienste der Pioniere des Buchducks in Polen, die aus Süddeutschland und Schlesien kamen und oft Universitätsbildung besaßen, rückhaltlos und ehrlich anerkannt, nämlich, daß ihnen das Polen des goldenen Zeitalters zu einem guten Teil die Blüte seiner Geisteskultur verdankte.

Mädchen im Strahlenkranz / Von Friedrich Reck-Malleczewen.

Das ist gewiß wahr, daß wir von der nun schon ein wenig legendär gewordenen Baltikumarmee, damals vor 20 Jahren, damals, als wir Riga den Bolschewiken abnahmen, strenges Gericht gehalten haben über den bolschewistischen Pöbel. So also will ich erzählen, warum wir es taten. Warum die Musterung, die wir hinterher gehalten haben, fürchterlich war. Warum es so gut war. Warum wir auch heute nichts zu bereuen haben, und warum wir das, was wir über diese Dinge denken, nicht vergessen wollen: ja, warum also . . . hören Sie zu.

Wir, die wir damals von Westen her über die Dünabrücken Riga erstürmten, wir wußten sehr wohl, daß die Bolschewiken in der Stadt Geiseln gefangengesetzt hatten. Daß die Zentralgefängnisse in der Moskauischen Vorstadt voll von ihnen waren. Daß diesen Geiseln der Tod geschworen war für den Fall, daß wir die Stadt stürmten. Daß wir rasch, daß wir blitzschnell zugreifen mußten, um geliebte Leben zu schonen: wir alle hatten Verwandte, Frauen, Eltern, Geschwister und Bräute unter diesen Geiseln. Es war ein schlimmer Wettlauf an jenem Vormittag. Wir ließen manche Sicherheitsmaßnahmen außer acht, wir ließen manchen Kameraden liegen auf jenen Brücken um der armen Gefangenen willen. Hören Sie also zu, was wir dann vorgefunden haben.

Vorausschicken aber muß ich, daß jene Geiseln fast ausschließlich der baltischen Bevölkerung entnommen waren: Leute von subtilster Geistigkeit, aufgewachsen in Lebensumständen, die man in Westeuropa nur dem Namen nach kennt: Aristokraten mit sieben Vollbluthengsten im Stall und Frauen von junonischer Schönheit. Gelehrte, Geistliche, Literaten . . . Alte und Junge, Kranke und Ehepaare, und Kinder und Sterbende . . .. alle zusammengepfercht ohne Rücksicht auf Geschlecht und Gesundheitszustand in nassen, dunklen Kottern bei Suppe aus Kartoffelschalen und verfaulten Pferdeohren. In Unrat, Gestank, Verzweiflung, Flecktyphus, Ungeziefer und Verwesung.

Von diesen Gefangenen also fand ich, als wir an jenem Mittage endlich auch in diese Höhlen eindrangen, dreihundert erschossen vor. Opfer jeden Alters. Auch Kinder. Solche, deren Gesichter noch die Spuren der Todesangst zeigten, und andere, die versunken waren in tiefe Trauer über die Roheit und das Leid der Kreatur. Ich verstehe etwas von der stummen Sprache der Totenmaske. Ich habe sie alle damals genau betrachtet. Ich habe nichts vergessen.

Unter diesen Toten nun lag die Leiche eines sechzehnjährigen Mädchens. Ein Kind eigentlich noch, und durch allerlei Zufälle festzustellen, eine kleine Baronesse N., von der ich nur flüchtig wußte, daß sie behütet und betreut aufgewachsen war in den denkbar heitersten Lebensumständen. So, wie kleine Königskinder eben aufwachsen: in der Vorstellung, daß die Schöpfung ein Meisterstück der Liebe und der Freude und daß alle Tage Geburtstag sei für kleine Menschenkinder. Nun aber war sie ein kleines, mageres und blutübergossenes Menschenbündel und lag auf dem Rücken mit weitgeöffneten Augen und gefalteten Händen, und das, was mich dann lange halten ließ gerade bei dieser Kinderleiche, das war die ganz unerhörte Hoheit gerade dieses Menschenantlitzes. Ehern und abweisend fast sind nun einmal alle Totenmasken. Dieses hier war umstrahlt von dem Nimbus der Heiligkeit. Ja, kurz gesagt . . . es war eine kleine gotische Märtyrerin, vor der ich stand. Und nun will ich Ihnen erzählen, was ich über ihr Leben und Leiden und ihren Tod habe feststellen können.

Man glaube ja nicht, daß diese achthundert in den Zentralgefängnissen Eingesperrten ihr Schicksal ohne weiteres und ohne Klage ertragen haben: Hunger tut doppelt weh, wenn die Lebenstafeln bis dahin überreich besetzt gewesen sind. Und Tante Angelique hatte nie gewußt, wie man mit vier Dienstboten ohne Jungfer auskommen kann, und Onkel Percy hatte jedes Gericht refüsiert, bei dem der französische Koch andere als Messinazitronen verwendet hatte. Hier nun gab es weder französische Köche noch eine Jungfer namens Katja, es gab keine Messinazitronen und keine weichen Betten. Es gab Hunger, Gestank, Kälte und Todesnot. Der Tod aber schmeckt bitter, wenn das Leben bis dahin nichts war als ein goldenes Saitenspiel, und so gab mehr als die Haltung verloren. Es war viel Verzweiflung, viel Klagen, viel Selbstsucht, viel Versagen in jenen Kerkern bis . . .

Bis an einem Märzabend dieses kleine Fräulein von N. eingeliefert und in kürzester Frist zu dem Haupte dieser todgeweihten Gemeinde geworden war. Das aber, was ich weiß, weiß ich von den wenigen, die lebend diesen Mordlöchern des Zentralgefängnisses entronnen sind. Was ich weiß, sind spärliche Schilderungen von etwas, das unbegreiflich bleibt und ans Wunder grenzt. „Es war“, sagte mir später eine alte, selbst durch ein Wunder gerettete Dame, „um dieses kleine Mädchen, das eben die Ermordung ihrer Eltern und Geschwister mitangesehen hatte und mit einem elenden Kleiderbündelchen zur Gefängnistür hineingestoßen wurde, es war um sie eine Ruhe, eine Gelassenheit, ja, eine Heiterkeit, die sich von der ersten Stunde an uns allen mitteilte. Es war nichts von jenem Galgenhumor der Conciergerie-Gefangenen Anno 1793. Es ging von ihr ein Od der Beruhigung, der Selbstlosigkeit und der Todesbereitschaft aus, das uns allen unbegreiflich schien. Es war gar nicht so, daß sie viel sprach oder gar gepredigt hätte. Daß sie jeden Abend leise vor sich hinsang . . . Lieder, deren Jubel eher zu einer fröhlichen Pfingstgemeinde gepaßt hätte: das war eigentlich alles, und im übrigen genügte es vollkommen, daß sie bei uns war.

Es gab Leute, die in Wein- und Schreikrämpfen tobten; dann kam sie und faßte diese sich verkrampften Hände, und es wurde Friede in den verzweifelten Herzen. Es gab Frauen, die damals schon mit ansehen mußten, wie ihre Männer zum Tode geführt wurden, und mit dem Kopf gegen die Mauern schlugen und einfach geistesgestört schienen vor Entsetzen; da kam diese kleine N. und sagte kein Wort und saß nur bei ihnen und faßte ihre Hand. Und Stille kam und Friede. Magnaten und Senatoren der russischen Krone gab es unter uns, die waren eben noch Herren gewesen über Tausende und über unausdenkliche Vermögen und waren nun eigensinnig und störrisch vor dem Tode und eigensüchtige und kleine Menschen: die ließen, wenn der Flecktyphus und mit ihm der Tod sich meldete, dieses kleine Geschöpf kommen. Keinen anderen als sie. Kein Mensch wußte eigentlich, wovon sie lebte und wann sie schlief. Sie gab das bißchen Suppe für andere fort, sie saß Nacht für Nacht bei irgendeinem kranken oder verzweifelten Menschenkind. Und es war auch durchaus nicht so, daß sie nun in irgend einer Pose der Erhabenheit und der Erleuchtung unter uns gewandelt wäre: sie blieb dabei ein lachendes, strahlendes Kind, das mit Altersgenossen herumtollen konnte. So aber, wie sie war, die Sechzehnjährige, war sie uns alten, abgelebten Menschen eigentlich die große Mutter. Sie war das Haupt einer Gemeinde, die fröhlicher von Tag zu Tag dem Tode entgegenlebte: sie war es und wußte es gar nicht. Sie war die Verwirklichung eines Unfaßlichen, und wir alle, die wir sie gesehen haben, wir wissen heute nur, daß sie da war. Und wissen nicht mehr, wie es uns beschert wurde.“

Ich aber habe diesem Bericht nur nachzutragen, wie diese also zum Tode kam. In jener Stunde, als wir uns den Übergang über die Düna erkämpften, trat vor den Gefangenen der Zentralgefängnisse das Feuerpikett der Henker an. Letten, Russen, verlotterte Kriegsgefangene aus den Armeen der Mittelmächte, Leute, die seit fünf Jahren ihre Arme tief in Blut getaucht hatten und alte, harte Sünder geworden waren. Als diese nun auf die Gefangenen anlegen, fällt in der Reihe der Delinquenten dieses kleine, zarte Mädchen auf die Knie und beginnt laut und inbrünstig — für die Henker zu beten. Niemand hat dieses Gebet aufgezeichnet, und wenige nur leben, die es gehört haben. Das aber, was darauf geschah, das war, daß die mit der Hinrichtung Beauftragten die Gewehre hinwarfen: „Erschieße sie wer anderer . . .. nicht wir.“ Es muß etwas sehr Seltsames gewesen sein um dieses Gebet.
es unter den Menschen, die hier seit vier Monaten faßen, wohl auch solche, die nicht nur die Haltung, sondern noch

Man beruhigte sich und glaubte ja nicht an ein Wunder, das sich ereignet haben könnte mit der Kreatur, die die Roheit nun einmal im Herzen trägt und sie nicht loswerden kann . . .. auch durch das Gebet einer kleinen Heiligen nicht. Was also dieses Kind betrifft, so ist es erschossen worden wie die andern. Als nämlich die Männer ihre Gewehre fortgeworfen hatten, traten an ihre Stelle die Weiber. Jener Typus, den wir damals „Flintenweiber“ nannten. Achtzehnjährige Kontor- und Ladenmädchen. Seid nur still: die kannten kein Erbarmen. Und die kleine N. ist erschossen worden mit den andern, und ich habe dieses Gesicht gesehen, das nichts mehr wußte von Menschenleid und Jammer der Kreatur.

Und das nur noch wollte ich sagen: daß wir strenges Gericht gehalten haben in der eroberten Stadt, und daß es recht so war und recht bleibt. Liebe ist Liebe und Haß ist Haß. Und wer nie Haß gekannt hat, kann nicht lieben und keine weiche Hand haben und kann nicht gütig sein.

Wir haben nichts zu bereuen. Wir haben auch nichts vergessen. Wir kennen die Inschrift, die die Revolutionäre von 1905 ihren justifizierten Genossen setzten. „Wir schlafen nicht. Wir Wachen.“

Auch wir wollen wachen.

Als Stephan Ludwig Roth erschossen wurde

Bericht eines Augenzeugen.

Die April-Folge der Zeitschrift „Das Innere Reich“ veröffentlicht aus der Feder von Heinrich Zillich einen Beitrag über den siebenbürgischen Freiheitskämpfer Stephan Roth, zur 90. Wiederkehr seiner Erschießung am 11. Mai. Der heldenhafte Pfarrer Roth, der während der Revolutionswirren des Jahres 1849 unter den Kugeln eines ungarischen Hinrichtungskommandos fiel, war ein Volkserzieher im wahrsten Sinne des Wortes. Nach langen und mühevollen Wanderjahren — unter anderem wirkte er als Lehrer an der Schule Pestalozzis in Iferten am Neuenburger See in der Schweiz — kehrte er in seine siebenbürgische Heimat zurück, um dort ein großes soziales und kulturelles Reformwerk zu beginnen, das leider wegen des Unverstandes seiner Mitbürger nur Stückwerk bleiben sollte. Trotzdem hat sich Roth durch die Gründung des Siebenbürgisch-Sächsischen Landwirtschaftsvereins und durch verschiedene Schriften dauernde Verdienste erworben. Der folgende überlieferte Bericht eines Augenzeugen, des diensthabenden Pfarrers, schildert die Erschließung Stephan Ludwig Roths, der als Obmann des Siebenbürgischen Jugendbundes, kaiserlicher Kommissar und Mitglied der Nationalversammlung in die völkisch gefärbten Kämpfe der Revolution hineingezogen wurde und auf grund eines gefälschten Urteils sein Leben lassen mußte.

Als wir auf die oberste der Stiegen gekommen waren, wo der Weg durch die Baumallee in das gegen Süden gelegene Tor der Zitadelle beginnt, stand er, um einen Augenblick zu ruhen, stille und drehte sich, um die schöne Aussicht über die Stadt und das Samoschtal zu genießen. — „Herr Bruder“, wendete er sich zu mir, „wie schön ist doch Gottes Welt — und wie ganz eigentümlich sieht sie aus, wenn man sie zum letzten Male ansieht.“ Tief ergriffen machte ich ihn aufmerksam, wie er ja bald die Herrlichkeit der Welt von einem viel erhabeneren Standpunkt aus erblicken werde. „Jawohl“, sagte er, „hoffe ich das mit Zuversicht. Mein Glaube an die Unsterblichkeit der Seele steht fest und ist der Stab, der mich jetzt aufrecht erhält. Wie unglücklich sind diejenigen, die hieran zweifeln können.“

Mittlerweile waren wir durch die Zitadelle hindurch auf den hinter ihr gelegenen Richtplatz gekommen, den schrecklichen Zielpunkt unseres Ganges.

Doch mein unglücklicher Freund, dem dies Höllenschauspiel galt, er stand so ruhig und gefaßt in dem um uns her geschlossenen militärischen Karree, als gelte es irgendeiner freudigen Entwicklung seines Schicksals. Ich hatte ihm auf dem Wege hierher von Zeit zu Zeit ein Wort religiöser Ermutigung zugerufen; ich tat dieses auch jetzt. Er gab mir billigend die Hand und gab mir sein Schnupftuch, indem er mich bat: „Lieber Bruder, tarchen Sie, wenn ich gefallen bin, dieses Tuch in mein Herzblut und überschicken Sie es meiner ältesten Tochter.“ Welche Geistesgegenwart und Seelenstärke in solchem Momente! Jetzt wurde allgemein Stille geboten und einer der anwesenden Blutrichter verlas, uns gegenüberstehend, mit lauter Stimme den Urteilsspruch, bei dessen Beginn mir mein zur Seite stehender unglücklicher Freund zuflüsterte: „Hören Sie jetzt das Lügengewebe!“ Und als der Richter las: „Der Verurteilte hat die Heilige Schrift mit dem Schwerte vertauscht“, bemerkte er zu mir: „Es ist nicht wahr, ich habe nie ein Schwert geführt.“

Nach verlesenem Urteil trat er zu dem kommandierenden Offizier mit den Worten: „Herr Hauptmann, ich habe eine Bitte! Um meiner Kinder willen bitte ich um Pardon!“ Der Angeredete erwiderte betroffen: „Ich habe keinen Auftrag, Pardon zu geben.“ Ich las in seinen Mienen, daß er es gewiß gern getan hätte und gerührt war. „Nun, so lassen Sie mich nur noch ein Vaterunser beten“, — sagte der Unglückliche und ließ sich auf die Knie nieder. Als er nach vollendetem Gebete aufgestanden war und mir sein letztes Lebewohl gesagt hatte, nahm er seinen Hut vom Kopfe und warf ihn mit kräftiger Hand nach rückwärts in die Menge mit dem Ausrufe: „Den brauche ich nicht mehr!“ und, zu dem Offizier sich wendend, sagte er: „Nun stehe ich zu Ihrem Befehle, Herr Hauptmann!“

Auf den Wink desselben trat ein Mann mit einem weißen Tuch hervor, um ihm die Augen zu verbinden. Roth wies dieses als überflüssig von sich. Der Hauptmann befahl, es müsse geschehen, — es sei so Ordnung. Roth beharrte bei seinem Willen, indem er sagte: „Verzeihen Sie, Herr Hauptman, auch als zum Tode Verurteilter habe ich das Recht, darüber zu bestimmen. Ich werde die Augen schon ohnehin bald für immer zumachen; bis dahin aber will ich die schöne Welt Gottes schauen, solange es mir nur möglich ist. Wohin soll ich mich stellen?“ — Der Platz wurde ihm angewiesen, mir aber befohlen, aus dem Karree zu treten; und als ich dieses in der Verwirrung des schrecklichen Augenblickes nicht schnell genug tat, wurde ich höchst unsanft hinausgeschoben.

Auf dem angewiesenen Platz stand der edle Mann mit über die Brust gekreuzten Armen, mit verklärtem Blick gegen Himmel schauend ein Anblick, der selbst bei seinen Feinden Achtung und Bewunderung hervorrief.

Da erscholl das schreckliche „Feuer!“ und in kurzen Zwischenräumen aufeinanderfolgend fielen die Schüsse. Der erste traf den rechten Oberarm, den Roth sogleich sinken ließ, ohne im übrigen seine Stellung nur im geringsten zu verändern. Der zweite Schuß traf die linke Seite in der Lendengegend. Jetzt sank Roth auf die Knie und bedeckte mit der linken Hand die Wunde und in dem Augenblick fuhr die dritte Kugel auf das teure Haupt, und da lag der große und geliebte Mann seines Volkes in seinem Blute. Lautlose Stille herrschte, nachdem das Opfer gefallen, bei der unabsehbaren Volksmenge. Da trat der kommandierende Hauptmann, hingerissen von der Größe des Augenblicks, von der Seelengröße des gefallenen Mannes, vor und rief mit bebender Stimme:

„Soldaten, lernt von diesem Mann, wie man für sein Volk stirbt.“